

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 31. — Sonntag, den 30. Juli 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Die Teufelsteine bei Lauter

Nach einer alten Volkslage.

Es war vor altersgrauen Jahren
Schloß Schwarzenberg in schwerer Not.
Viel fremdes Kriegsvolk lag in Scharen
Um seinen Gürtel mit Feuer und Tod.

Belagert sollte die Feste fallen
Und öffnen die Tore dem wilden Hauf
Der Hunger mit seinen heißen Krallen,
Denn keiner wagte zum Sturme den Lauf.

Am Schwarzwasser lohten die Feuer zum Himmel
Und Lauter umschwelte der Brandgeruch.
Im Tale schwelgte das Kriegergetümmel,

Dem Trunke ergeben mit lästerndem Fluch.
Da kam ein Mönchlein in grauem Gewand
Vom Kloster zu Grünhain des Weges daher,
Ein zerbrochenes Heilandsbild in seiner Hand;
Die silberne Last drückte gar sehr.

„Wo willst du mit deinem Silberschatz h'n,
Du, Zisterzienser? Verweile, halt ein!“
„O Kriegsknechte, laßt mich in Frieden zieh'r
Zum Erzschmied in unsere Kreisstadt hinein.“

„Du bleibst! Der Weg ist dir versaget
Und teilst mit uns der Freuden viel!“
Der Mönch, wie er auch bangt und zaget,
Bald trinkt er im Kreise bei Tanz und bei Spiel.

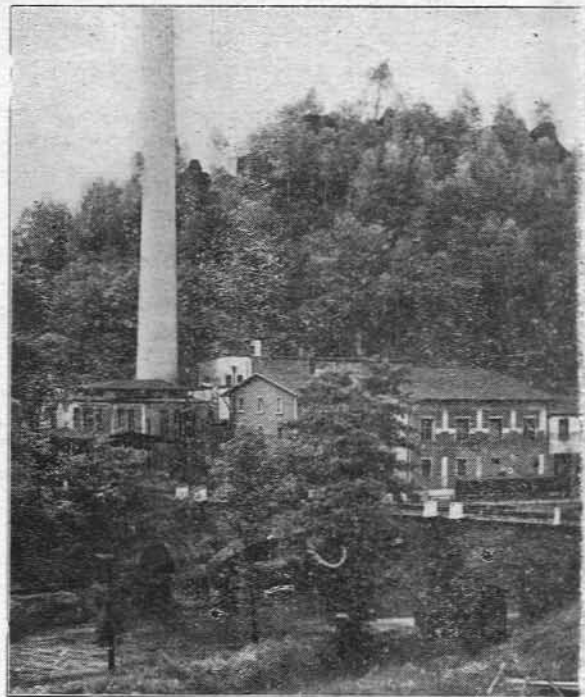
Da schritt just zu derselben Stunde
Der Abt des Klosters am Orte vorbei
Und sah den Bruder in der Runde
Einer fluchenden, wüsten Narretei.

Und als sein gütlich Wort vergebens,
Beschwor sein Zorn, daß laut es verhallt:
„Herr, strafe den Frevel des sündhaften Lebens,
Die steinernen Herzen in Teufels Gewalt!“

Kaum war die zitternde Stimme verklungen,
Ein Schreck durchbebte die todblaßen Reih'n.
In mächtige Säulen, zum Himmel gedrunge,
Waren Flucher und Mönch verwandelt in Stein.

Der Teufelssteine erschreckende Kunde
Durcheilte das Kriegsvolk in furchtbarem Schrei.
Es zog von dannen zur selbigen Stunde. —
Die Feste Schwarzenberg war frei. —

E. Bauerjachs.



Im Vordergrund: Papierfabrik Bernsbach b. Lauter.
Teufelsteine:



Eine erzgeb. Dorfgeschichte v. M. Geißler. (17. Fortsetzung u. Schluß.)

„Ist denn einer bei ihm?“

„Ein Waldwärter. Aber er mag den Mann nit leiden im Stübchen. So sitzt der Wärter an der Pforte zum Himmelreich und lauscht, ob's aus wird mit dem Kranken. Gelt, Lotter, du lauffst?“

So nahm der Hilari die Mütze vom Nagel und trat hinaus in den rotglühenden Spätnachmittag. Allzu eilig war sein Lauf nicht ins Himmelreich — kam er zu spät, so mochte das der Tonl mit sich und dem Herrgott ausmachen.

An der Pforte traf er richtig den Wärter; und drinnen im Himmelreichstübchen verschmauste der Wildschütz sein Leben.

„Du, . . . möchtest du etwan mit hineinschauen einen Augenblick?“ fragte der Lotter fast zag.

„Nein,“ gab der Wärter zurück, „leicht, es tät ihm die Red' verschlagen, wenn er dir nit unter vier Augen abbitten könnt.“

So trat der Hilari hinein. Einen todmüden Mann sah er auf dem Lager, dem das Sterben die Wangen gestreift hatte. Die Hände hielt er unter der Decke verborgen. Ein langer wunderlicher Blick aus den brechenden Augen traf den Hilari.

„Eh, Tonl, gerufen hast mich. Soll ich dir 'leicht etwas hoff'nen?“

„Bestellen? Be—stellen?“ Tat, als fänn' er über den Auftrag, den er dem Todfeinde zu geben hätte. Und starrte ihn dabei an — so wunderbar — so wunderbar . . . „Bestellen? Einen Gruß, wenn du magst! Und sagen, ich blieb nimmer lang. Schon auf dem Weg wär' ich.“

„Einen Gruß? An wen meinst denn, Tonl?“

„An den Herrgott oder — an den Teufel!“ schrie der Wildschütz, riß einen Revolver unter der Decke hervor — Knall und Rauch flogen durch die Stube, und die Kugel schlug mit hartem Schlag über dem Ohre des Lotter in den Türpfosten.

Der Hilari stand wie ein Bild aus Stein.

Da flog auch schon die braune Tür aus dem Schloß, und der Wärter stürzte herein. „Jehmarianjosef,“ schrie er, „Tonl, Tonl, hast denn du immer noch ein Schießzeug bei der Hand? Die Flint' haben sie dir doch abgenommen!“

Aber der Wildschütz hörte nichts mehr. Von hinnen war er gefahren mit einem Fluch auf den Lippen, weil sein letzter Schuß ein Fehlschuß gewesen war. Von hinnen gefahren aus dem Himmelreich —

„Ins Himmelreich oder ins ewige Feuer?“ wollte der Wärter vom Lotter wissen, wie er dem Toten das rauchende Eisen aus der Hand nahm.

„Fragen wir nicht danach,“ sagte der Hilari. „'s wird schon einer sein, der ihm den rechten Weg weist.“

Die Gesundfur.

„'s geht nimmer recht gut, ihr Leut!“

„Wo fehl's denn, Lotter?“ sagte der Bachhannes. Der kam mit der Holzart über der Schulter und seinem siebenjährigen Mädlein an der Hand die steile Halde empor.

Der Bachhannes war ein Witwer und hatte vor einem Duzend Jahren ein Aug' auf die Mariann gehabt — dieselbige, die hernach die Lotterin ist worden.

Darum suchte der Bachhannes immer so am Stübelfenster, wenn ihn sein Weg den Steig entlang führte. War just, als tät er die Frau auch an diesem Tage noch gern sehen.

Und die Mariann, wenn sie den Hannes von weitem kommen sah, schaute heimlich beim Fenster hinaus und ihm entgegen. Vergaß auch die Schüssel zu waschen, die sie gerade im Spülschaff hatte . . . Ist schon recht: die Augen laufen einem an wie die Fenster im Herbst, wenn man in der Frühsonne so weithin über den taublanken Steig schaut.

Aber wenn der Bachhannes dann ganz nahe herbeigekommen war, trat sie ein paar Schritte rückwärts in die Stube. Damit er sie nicht sehen konnte. Und damit ihr Mund, der verhärmt, und die Augen, die sehnüchlichen, nicht ausplaudern konnten, was da in der Einsamkeit des Lotterhofes aufwuchs an Leid und Reue, an täglicher Trübsal und an Tränenfraut.

Sprach der Bachhannes draußen am Hause mit dem Lotter, so flogen seine Blicke zwischen dem Zuhören und Reden auf, setzten sich auf den Fensterstein wie die Kotzeblen im Winter und schauten durch die Scheiben, als wüßten sie, daß da drinnen für sie noch ein heimliches Feuer brennete.

Und die Frau, der die Sehfensterlein anliefen, schaute hin, wo die kleinen Bögerln saßen, und konnt' es dennoch nicht genau wahrnehmen — sagten sie: „Sitzt, Mariann, hätt'st mich genommen damals, heute — ich wär' kein verwaister Mann und du kein schmerzhaftes Menschenkind“ . . . oder sagten sie: „Na, Marianne, schau her — gefall' ich dir nimmer, und wie wär' das, wenn wir das Glück noch einholten, das uns damals davon-gelaufen ist?“

Die suchenden Bögel vor den Scheiben hatten niemals Eile, vom Berghaus aufzuflattern. Verzogen auch heute eine gute Weile. Und weil der Lotter recht wehleidig tat und dem Bachhannes sein Uebel erzählte, als wär' der ein leibhaftiger Doktor, so hatte der Hannes gut Zeit zum Schauen.

Der Lotter saß am Dangelstod und schlug die Sense.

So legte er den Hammer beiseite, denn er mußte an den Fingern herzählen, was an dem alten Werke nicht mehr in Ordnung war.

„Auspuken lassen!“ sagte der Bachhannes. „Freilich, der Teufel mag Doktor sein und solch einen Kerl z'samm'bringen wie dich.“

Schaute der Hilari ein wenig auf; denn er sah: dem Bachhannes flog's um den kargen Mund wie List und Schadenfreude.

„Lach' nit, Mann — is nit zum Späßen, schau daher!“ Er hob sich und legte die Hände flach auf die Magenengegend. „Den Leibriemen, den ich zuvor hab' ins erste Loch schnallen müssen, krieg' ich kaum noch zu. Ich weiß nit, hab' ich Hund' oder Ragen drin.“

„Wird halt die Leber sein, Bergschuster. Denkst, die laßt sich's gefallen — alle Tag ein Liter Branntwein?“

„Meinst, Bachhannes?“

„Freilich, freilich! Den Weitewiesnaz, wenn ich treffen tät . . .“

„Recht is, Bachhannes.“

„Der weiß von seiner Mutter und Großmutter her, was gegen allerhand Wehleid wächst. Möchtst schon ebbes dazutun, Lotter. Is nit zum Späßen, mein' ich.“

„I Gott bewahr' mich!“

Der Bachhannes ging seinen Weg, und der Lotter, der der Arbeit schon längst überdrüssig war, legte sich aufs Bett.

Die Mariann hatte kein Wort verloren von dem, was sie draußen geredet hatten.

Ein wenig brummelte sie, deutete auf das Schuhwerk, das sich da wieder um den Schemel herum angesammelt hatte, und tat ihre Arbeit.

Nach einer Weile kam einer den Steig vom Walde her.

„Hilari — Mann, hörst denn nit?“

„Gib Ruh', sag' ich — weißt wohl, wie schlecht es um mich steht.“

„Wenn mir recht ist,“ sagte die Mariann und pugte die Scheibe mit dem Schürzenzipfel, „der Weitewiesnaz kommt von drüben.“

„Der Weitewiesnaz? So bleib' ich halt liegen. Denkt sonst, es wär' mir nig, der Naz.“

Und der Lotter zog die Knie an und setzte ein Gesicht auf — nicht zum Sagen, wie ihn die Schmerzen peinigten. Die Hände hielt er gefaltet über dem Magen.

So fand ihn der Kräutermann.

„Krank bist, Hilari?“

„Ich mein' schon, Naz.“

„Hast leicht ein paar Maß übern Durst getrunken?“

„Übern Durst?“ Der Lotter richtete sich auf und setzte sich auf die Bettkante . . . „Mei Lebtag nit. Du weißt, ich red' immer die Wahrheit. Aber einen Durst hab' ich, nit zum Sagen — als brennete die leibhaftige Höll' daherinnen. Ausgießen muß ich das Feuer, hab' ich denkt. Aber: über den Durst — naa, Naz, das mach' ich sei nit.“

So hieß der Naz den Lotter die Zunge herausstrecken, fühlte ihm den Puls, setzte die Augengläser auf und knetete ihm den Magen.

„Willst leicht — — au, au! — — willst leicht ein Laibl Brot aus mir backen, weil du mich so walkest, Naz?“

„Na, wenn du nur einen Schmerz spürst, so weiß ich sei schon was dir is.“

Er tat aus seinem Ledertäschlein eine Flasche mit brauner Medizin.

„Alle zwei Stunden einen kleinen Kaffeelöffel voll — hörst?“

„Ich hör' schon.“

Dann tat der Naz ein grünes Apothekerschächtlein mit Pillen aus Süßholz und Rhabarberpulver heraus —

„Fei noch was, Naz?“

„Bist halt a grausam gescheiter Mensch, Naz.“

„Freilich, freilich, pilulae radiceis liquoritiae.“

„Und ein Stückel Papier, wenn du hättest.“

„Ein Papier? Fei nit, Naz. Aber Kreid' — wenn du etwan an die Tür schreiben willst.“

Der Lotter nahm ein daumengroßes Stück geweihte Kreide vom Wandbrett, das selbige, mit dem er die drei Buchstaben R.M.B. — die Anfänge der Namen der heiligen drei Könige — an die Tür geschrieben hatte, und der Weitewiesnaz schrieb darunter: Natron bicarbonicum 30 h.

„Un nu paß auf, Lotter! Das da,“ er deutete auf die Kreideschrift, „das da ist ein Salz für den Magen. Die Verdauung ist gestört. Sell merk' ich gleich, ich brauch' nur ein wenig zuzuschauen. Und das da sind Pillen. Früh und abends schluckst zwei. Und sei ein bißel diät leben, hörst?“

„Diät leben? Wie meinst das, Naz?“

„Kaa Bier trinken und kaan Schnaps.“

„Wenn aber das höllische Feuer in mir brennet?“

„Laß brennen! Kaan Erdäppel essen, kaan geschmälzten. Und kaane gebacknen Knödel . . .“

Der Lotter ist immer länger worden, wie ihn der Naz hinter den Augengläsern hervor angeschaut hat. Die linke Hand hat er erhoben gehabt, der Dorfdoctor, und hat mit der rechten die linken Finger eingeknickt, und dabei hat er immer verordnet, was der Lotter nicht essen soll.

„Sehmarandjos!“ hat der Lotter aufgeschrien. „Naz, was soll ich denn hernach essen?“

Wie ein Häuflein Asche ist er auf dem Bettrand zusammengefunken und hat mit stammelndem Munde nacherzählt, was er nicht essen durfte.

„Is schon recht, Lotter. Und wenn du willst gesund werden und den Bauch los sein — du weißt halt, was ich dir gesagt hab'! Zwei Kronen, wenn du geben willst, — für die Midizin.“

„Na noch?“ fragte der Hilari und ward blaß, als sah' er dem Tod ins Gesicht. „Da hat der Bachhannes ein schönes Leid über das Haus gebracht, Naz.“

Und der Lotter lehrte die Hosensäcke um und suchte nach dem Gelde. Wie zwei Flügeln standen sie ihm zu den Seiten, als er ging und den Schrank aufstap. In einem Taschenkopfe hatte die sorgliche Mariann ein paar Nickel aufgehoben. Er schüttete sie in die hohle Hand.

„s wird nit ganz langen . . . sechzig — neunzig — eine Krone zwanzig . . . Lassen wir achtzig Heller aufs Wiederkommen, Naz. Wirst noch einmal herauf müssen, gelt?“

„Denk wohl, Lotter. Zwar, wenn ich ebbes verordn', hernach, so schlägt's auch an, weißt. Aber nachschauen muß ich doch einmal. Morgen, so in der ersten Früh.“

„So nimmst dir dann den Rest morgen mit.“

Der Naz tat die Brille von der Nase, barg sie in die Brusttasche, rückte sein Medizintäschlein zurecht und ging. Sein Ruhm lief weit, und seine Hilfe war nötig über sieben Berg und dreizehn Täler; denn der Weitewiesnaz, das war einer! Dem tat's fein leibhaftiger Doktor gleich.

Von Stund' an nahm der Lotter sich wichtig.

„Sitzt, Mariann, en franken Mann hast,“ sagte er und setzte dazu ein Gesicht auf, als hätte er nun ein Anrecht auf alle Rücksicht und Pflege, die ihm die Frau bis dahin versagt hatte.

Aber die Mariann sah nicht einmal erbärmlich drein —

„Wer is denn schuld, als du selber? Denkt leicht, ich hätt' ein Mitleid mit dir? Naa, Mann, bild dir sei gar nig ein! Aber um das Geld, das du nun zum Doktor und zum Apotheker tragst — um das Geld könnt's mir schon das Herz abdrucken . . .“

„Soo!“ machte der Lotter.

Es saßen ihm ein paar kernhafte Holzhauerflüche auf den Lippen.

„Weißt, Mariann, ich müßt' dir jetzt alle Hih' der Hölle anwünschen, du Malefizweib, du gottverlassenes, niederträchtige. Das Gewitter sollt' dich derschlagen; bist ihm aber zu böseartig und zu schlecht, darum schlägt's nit hin auf dich. Desweg'n — nit einmal schimpfen tu' ich dich. Wenn's mich hernach ein-scharr'n, das ist dir g'sund. Dann is sei zu spät zum Greinen, du mei lieb Malefizmariann!“

Die Frau sah ihn mit seltsamen Augen an —

„Hast etwa gemeint, ich tät' greinen? Bild' dir sei nig ein! Hör' auf mit deinem Schnaps und gut is. Das ist das rechte Mittel. Ich bin leicht ein besserer Doktor als der Weitewiesnaz.“

Und dabei warf die Mariann die Töpfe durcheinander und rasselte mit dem Blechzeug, daß es eine Art hatte.

„Nur gut, daß ich jetzt dein Denken kenn', Frau! Von heut ab wird's anders mit uns, hörst?“

„Ich hör' schon. Und freuen tu' ich mich aa, wenn's anders wird! Ich weiß, wo ich ein Dach find'.“

Der Hilari machte die Ohren spitz, und wie die Mariann aus dem Stübel ging, sagte er: „Mensch, ärger' dich nicht — der Gift schadt.“ Er wühlte die Flasche aus dem Bettstroh — „wenn's nu einmal aus sein soll mit mir . . .“ Er hielt die Flasche gegen das Licht, sie war über die Hälfte voll, und trank sie leer.

Dann legte er sich hin und schlief ein.

Die Mariann nahm die Holzleine und ging in den Wald, Winterholz aufklauben.

Nach einer Weile erwachte der Hilari.

Im Kopf war ihm schwül; die Lippen brannten; sein Zustand war schlimmer denn je. Da kam ihn eine Höllenfurcht an: er hatte in den Wind geschlagen, was ihm der Kräutermann verordnet hatte. Er suchte die Brille, stellte sich vor die Tür und versuchte zu lesen, was der Naz da hinaufgeschrieben: „Na . . . Natr . . .“ sitzt, Lotter, nun hat sich's auch auf die Augen geworfen! Das ist die Strafe für deine Missetat! Sehen kannst schon nimmer richtig und lesen gar nit mehr.“

Das graue Elend flog ihn an. Er dachte an die Medizin und an die Pillen und nahm von jedem nach Vorschrift.

Ob's besser mit ihm würde, dachte er.

Aber wie er wartete — die weißen Zeichen an der Tür tanzten durcheinander wie die Englein und ließen sich nicht fangen.

Der Angstschweiß rann ihm aus der Stirn, sein Gesicht war fahl, und das Weiße in seinen Augen rötete sich.

Er wankte mit seiner Not in den Flur und wankte in den Hof.

„Mariann! Mariann!“

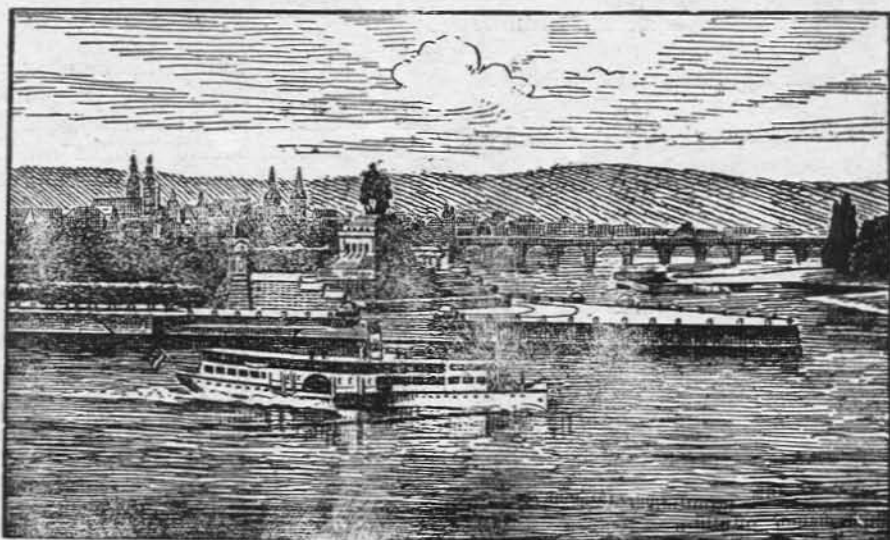
Es war niemand da.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Goldener Ferien-Zauber am deutschen Rhein

Achtägige Ferienfahrt mit dem Sachsen-Rheinland-Sonderzug.

Seit Jahren bereits ist die Reichsbahndirektion Dresden redlich und mit großem Erfolge bemüht, dem Sachsenvolk, das allgemein als das reiselustigste Völkchen gilt, durch zahlreiche Verwaltungsfahrgänge die Schönheiten der engeren und weiteren Heimat zu zeigen. Neben zahlreichen Sonntags- und Wochenendzügen werden auch größere Reisen, meist 8 tägige, durchgeführt, so u. a. zum Wintersport nach Mittenwald, Frühlingssahrt nach Lindau am Bodensee, Ferienreisen an die Ostsee (Insel Rügen) und Nordsee (Hamburg-Helgoland), Fahrten in die Berge, nach Berchtesgaden und anderen reizvollen Gegenden des bayerischen Hochlandes und nicht zuletzt auch nach dem herrlichen deutschen Rhein, ins Sonnenland der Burgen und Reben. Alle diese Fahrten bieten für jeden Teilnehmer große Vorteile. Getreu nach dem Grundsatz „Alles für den Fahrgast“ legt man bei der Reichsbahn Dresden auf sorgfältigste Vorbereitung und Durchführung der Sonderfahrten besonderen Wert. Die einzelnen Züge werden von mehreren erprobten und erfahrenen Beamten begleitet, deren Aufgabe es ist, während der ganzen Reise für das Wohl der Gäste zu sorgen und ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Die Begleiter erfüllen gern alle Wünsche — wenn irgend möglich — der Reisenden und bemühen sich mit Unterstützung der Beiräte der Verkehrsvereine besonders auch um die gute Unterkunft, einwandfreie Verpflegung, aufmerksame Bedienung, kurz, um alles, was für das Wohl und die Behaglichkeit der Gäste und für einen ungetrübten Genuß der Reise nötig ist. Die Reisen der Reichsbahndirektion Dresden nun zeichnen sich durch ihre fabelhafte Billigkeit besonders aus. So kostet u. a. die Fahrt zum wunderschönen deutschen Rhein ab Chemnitz nur 96.60 RM. In dem Gesamtpreis sind eingeschlossen: Das ermäßigte Eisenbahnfahrgeld 3. Klasse (einschließlich der Ausflugsfahrten nach Wiesbaden, in das Moseltal nach Sullay/Cochem und nach Köln), die Dampferfahrt nach Rüdesheim und zurück, 1 Uebernachtung in Mainz, 6 Uebernachtungen in Koblenz (einschl. Frühstück und Bedienung), 7 Mittag- und Abendessen (einschl. Bedienung), Motorboot- oder Kraftwagenfahrt nach Stolzenfels und zurück, Besichtigung von Schloß Stolzenfels, Autorundfahrt und Dombesichtigung in Köln, ferner Autorundfahrt und Führung in Mainz.



Koblenz, Deutsches Eck

Daß diese ganz prächtigen Fahrten den Beifall des reiselustigen Publikums finden, ist darum eine Selbstverständlichkeit. Jeder Sonderzug weist eine durchschnittliche Teilnehmerzahl von 800 Personen auf, diejenigen nach der Insel Rügen im August jeden Jahres teilweise sogar 2000 bis 3000 Teilnehmer. Viele bedienen sich nur der Reichsbahnsonderzüge, wenn sie reisen und es kommt nicht selten vor, daß einzelne Teilnehmer 3 Jahre hintereinander die gleiche Reise wählen, andere wieder beteiligen sich an 2 bis 3 Zügen im Jahr. Alle aber sind voll der Freude, über all das, was man durch die Reichsbahn vermittelt erhält.

In kurzen Strichen soll der Verlauf einer solchen Fahrt aufgezeichnet werden, und zwar der Zauber einer Rheinlandsfahrt, die dieses Jahr vom 30. Juni bis 8. Juli durchgeführt wurde.

Rheinfahrt — Rheinzauber! Welche Verheißung strömt uns aus diesen Worten entgegen. Bilder voll Wonne und Sonne steigen da vor uns auf, ein Singen geht an den Ufern des schönsten aller Ströme der Erde dahin und vereinigt sich mit dem geheimnisvollen Raunen der Wellen. Ueber dem regsamem Geist der Gegenwart schwebt hier der Zauber der Jahrhunderte, aus altem Mauerwerk der vielen Burgen und Schlösser steigt so manche Sage hinab zum grünen Ufer des Stromes. Völl umzauberte uns in diesen wenigen Tagen des deutschen Weinstromes sonnige Romantik. In feierlicher Weite strömt er zwischen steilen Rebbergen und grüngoldenen Waldbhängen. Felsverwachsen hocken die uralten Rheinburgen sagegrau, kampfgewohnt und noch als Ruine voll ritterlichen Stolzes über den Weingärten. Gemütvolle Weinstädtchen am Fuß der Rebhänge, voller engwinkliger Gäßchen und hochgegiebelten Winzerhäuschen, öffnen Stadttore und wissen vielerlei Geschichten von frohen und leidvollen Zeiten.

Mit allem, was uns vertraut ist seit Kindes-tagen, zieht die Rheinlandschaft an uns vorüber wie ein sonniger Traum. Der einmalige, überwältigende Zauber dieser urdeutschen Stromlandschaft, — ihr Mythos, ihre sonnige Heiterkeit, ihr Duft, ihre Lieder, ihre Gastfreundschaft, ziehen uns immer aufs neue wieder in den Bann rheinischer Romantik. Köstlich ist es, am Rhein zu wandern. Ungerührt sehen wir dem Rheindampfer nach, der vollbepackt mit Angehörigen aller deut-

schen Stämme unter Musik- und Viederklang wellenschaufelnd den breiten Silberstrom stromab dampft. Laß fahren dahin — heut' wandern wir! Uns locken verschwiegene Wanderpfade um weingeschmückte Rheinhänge und welkeinsame Seitentälchen, Pfade über blickweite Höhen, wo wir Zwiesprache halten mit den Weinbergswächtern, wir wollen durch die historischen Städtchen stöbernd streifen, die rheinischen Menschen kennenlernen, wandern hügelab, hügelab — um den Herzschlag der Rheinlandschaft zu vernehmen.

Ein Blütenmärchen ist hier jedes idyllische Winzerneft. Behaglich-altväterisch pulst da das Leben in arbeitsruhigen Zeiten, überschäumend vor Lebenslust, wenn die Weinbrünnlein munter fließen. Verträumtheit webt da um alle Winkel und Gassen, die umspinnen sind von Efeu und bunten Blüten. Ueberall ladet der grüne Kranz in die Straußwirtschaften zu kühlem Trunk des jungen, goldklaren Rieslings, geschenkt in stiller, dämmriger Winzerstube. Selbst altberühmte rheinische Adels-höfe stecken heute lockend den grünen Strauß heraus. Nach dem ersten Schoppen geht dem Wanderer erst so recht die Traumverwunschenheit und Romantik der rheinischen Landschaft und dieser spitzgiebligen, schieferblauen Winzergassen auf, hinter deren letzten Hütten die Weinberge rebschwer aufschwingen, hinter deren gotischem Torturm der Rhein wie ein breiter Silbersee blinkt. Die Idylle ist hier zu Gaste. Kleinfunkst erfreut um Weg und Steg: ein breitbogig Tor, eine umblühte Gartenpforte, ein pudriger Giebel, ein strenger Heiliger in einer Portalnische hinter efeuversunkener Steinwelt aus Bischofs- und Ritterzeiten. Aus Blumen, Wein und Musik aber klingt die Seele der rheinischen Landschaft. Winkel stecken voll klingender Weisen. Geht man durch die Pforte einer alten Kirche — da tönen Geige und

Orgel stimmungsvoll aus dem bunten Kirchendämmer, über dem der Weihrauchduft von Jahrhunderten liegt. Madonnen, Krustfische und Burgruinen hüten die Weinäcker. Jeder sonnige Felsenwinkel ist mit Rebstöcken bepflanzt. Da wird jeder einzelne Weinstock umfagt vom harten Tagwerk des Winzers. Auch an ganzen Armeen von Weinstöcken kommt der Wanderer vorüber, die still in Reih und Glied stehen, als wollte der oberste Winzer Herrgott selbst die Parade abnehmen.

In der Nacht des 30. Juni verließ der Sonderzug Sachsen und in eiliger Fahrt ging es quer durch Mitteldeutschland, über Erfurt—Frankfurt-Süd nach Mainz. Schon hier hob das Wunder an, das „goldene“ Mainz hatte uns viel zu erzählen aus alter und neuer Zeit. Sein kostbaren Schätze wurden uns am Vormittag bei einer Stadtrundfahrt offenbart. Noch eben wuchtete des Mainzer Domes tausendjährige Steinherrlichkeit über uns, standen wir nachdenklich vor dem Denkmal des bärtigen Gutenberg, streiften wir durch das mittelalterliche Gewinkel der Handwerkergräben mit Madonnen über den Türen und anderem Schnitz- und Bildwerk. Am Nachmittag des 1. Juli brachte uns der Zug nach Wiesbaden, jener uralten prachtvollen Bäderstadt, dem Mattiacum der Römer. Schützend umfassen die Taunusberge dieses „medizinische Kleinod“.

Um den herrlichen Rheingau und das prächtige Waldgebirge des Taunus kennen zu lernen, fand eine große Taunusrundfahrt in modernen Allwetter-Ausichtsomnibussen statt, die über den Aussichtspunkt Neroberg und Chauffeehaus, Georgenborn durch die rauschenden Hochwälder des Taunus nach dem idyllisch gelegenen Wildbad-Schlungenbad führt. Von hier Weiterfahrt durch die rebenbesegneten Hügel des Rheingaus über Rauenthal, Neudorf, Riedrich nach dem historischen Zisterzienserkloster Eberbach, und von da über Hattenheim über die bekannten Weinorte Erbach, Eltville, Schierstein, Biebrich mit dem Schloß der Herzöge von Nassau zurück nach Mainz. Im Winzerhaus Rauenthal wurde den Teilnehmern Rheingauer Naturwein kredenz und hier bereits brach sich die sächsische Gemütlichkeit, gepaart mit rheinischer Stimmung, Bahn. Am Abend vereinigte ein Rheinischer Abend alle; verslogen war Müdigkeit und Ermattung.

Am Sonntagmorgen ging es dann mit der Bahn rheinabwärts nach Koblenz. Hierbei rollte sich der große Naturfilm ab, der deutsches Kleinod um Kleinod birgt und den jeder Deutsche mit eigenen Augen geschaut haben sollte, was hier alles durch das Auge ins Herz hineinzieht, ist so groß und erhaben, es ist das stolze Stück Vaterland. Koblenz, die schöne Stadt zwischen Rhein und Mosel, war schon immer das Ziel derer, die an den Rhein fahren. Wie prächtig ist das Stadtbild, wie herrlich sind die Rheinanlagen und wie fürstlich wohnt man in den Koblenzer Hotels. Es ist ein frohes, echtes rheinisches Leben, das uns hier überall entgegentritt. Verkehrsverein und Wirtvereinigung wetteiferten, den Sachsen die sechs Tage Koblenzer Aufenthalt so angenehm wie nur irgend möglich zu machen. Ihnen gebührt dafür auch an

dieser Stelle Dank und Anerkennung. Am Nachmittag unternahm man zwangslose Ausflüge, hinauf zur ernst in das herrliche Bild dareinschauenden ehrwürdigen Feste Ehrenbreitstein und auf andere Höhen, die prächtige Ausblicke ins Rheintal gestatteten. Die Abendstunden im Weindorf werden allen unvergänglich bleiben. Der Montag brachte sodann die Besichtigung des Schlosses Stolzenfels und von Koblenz. Diese alte Römersiedlung liegt dort, wo der Rhein seiner Ufer Schönheit ganz entfaltet, wo die weinfrohe Mosel und die anmutige Lahn sich mit ihm vereinigen und die grünen Höhen vom Hundsrück, Eifel, Taunus und Westerwald über die Täler hinweg einander grüßen. Hier verbindet sich rheinisches Wesen aus Vergangenheit und Gegenwart in dichter und zu lebendigem Leben verschmolzener Form. Die Rheinfront gestaltet das Denkmal Kaiser Wilhelm I. am Deutschen Eck, die Anlagen und das in leuchtendes Grün gebettete kurfürstliche Schloß zu einem der schönsten Uferbildern in deutschen Landen. Am Dienstag führte uns der Sonderzug das Moseltal aufwärts, in ein ebenfalls mit Naturschönheiten überaus reich ausgestattetes Fleckchen Erde. Die Mosel entfaltet bei Bullay, Alf und weiter bei Cochem eine märchenhafte Schönheit. Eine weltabgelegene Romantik verspürt man hier, wenn man auf der Marienburg steht und ins Tal blickt, oder gesesselt ist vom Blick der Burg Cochem. Auch hier die fröhliche weinselige Stimmung. Der Mittwoch, der eigentlich ein Ruhetag sein soll, findet uns schon wieder auf Fahrt. Am Donnerstag statteten wir dann Köln einen Besuch ab. Wieder ergösten wir uns am herrlichen landschaftlichen Bild. Aus einer römischen Kolonie hat sich die herrliche Stadt Köln zu einem Hochsitz geistlicher Herrschaft und Bildung entwickelt. Nur dadurch war es möglich, ein Bauwerk entstehen zu lassen, das das großartigste gotische Bauwerk überhaupt ist, der Dom. Köln selbst zeigte uns das Bild eines mächtig aufstrebenden, schaffensfreudigen Gemeinwesens. Die Rückfahrt wurde zu einem Ausflug ins Ahrtal benutzt. Auch hier, wo das rote Ahrtal wächst, die gleiche Stimmung, der gleiche Jubel wie im Rheingau und im Moseltal. Auch hier begeisterte Begrüßungsreden durch die Bürgermeister, Winzerkapellen, Tanz und Frohsinn.

Der Freitag brachte dann als Abschluß eine Rheinfahrt nach Rüdesheim. Wer den lebendigen Eindruck vom Rhein und seiner Landschaft, von seinen Bergen und Burgen, Städten und Dörfern, von der Größe, Kraft, Romantik und Schönheit dieses meist gerühmten und verherrlichten Stromes empfangen, wer das Wesen, Wirken und Leben des Rheins ganz erfassen und wirklich kennen lernen will — und dabei gleichzeitig Erholung und Freude sucht — der muß eine Rheinfahrt auf dem natürlichen Wege, auf dem Strom selbst, machen. Am Sonnabend hieß es dann Abschied nehmen, der allen schwer, sehr schwer fiel. Durch das Lahntal, über Rassel—Nordhausen strebte man der Heimat zu. Oft und gern wird jedermann sich dieser herrlichen sonnigen Ferientage, die die Reichsbahn allen bescherten, erinnern.

Ein Sportbild von dem Fußball-Wettkampf um den Adolf-Hitler-Pokal

Das Endspiel um den Adolf-Hitler-Pokal endete unentschieden.

In Berlin fand der Endkampf der Fußballspiele um den Adolf-Hitler-Pokal statt, die zu Gunsten der Opfer der Arbeit ausgetragen werden. Das Spiel endete trotz Verlängerung unentschieden 2:2 und wird daher in München wiederholt. Unser nebenstehendes Bild zeigt, wie ein Ball der Bayern durch den Torwart der Brandenburger, Riehl, abgewehrt wird.



Aber die Schatten der Zaunlatten liefen durcheinander, als wären sie lebendig geworden. Waren die weißen Buchstaben Englein, so schienen ihm die schwarzen Schatten kleine Teufel, die ausgebrochen und nun in seinem Hofe herumspazierten — die, die lose und schief im Zaun hingen, schossen Purzelbäume und sprangen aus der Reihe.

Der Bergwind warf die Stalltüre, warf einen Laden. Der Lotter schrie wild auf; denn er sah den Wind nicht, aber er erschrak, und sein trunkener Verstand rief ihm einen Spuk ins Ohr . . .

„Das ist das Ende, Hilarius Lotter — was hat der Naz zu dir gesagt?“

Allerweil sagte er sich die Ratsschläge des Kräutermanns vor, eintönig, verängstigt. Wie ein gedankenloses Beten klang, was er redete.

Dann nahm er die Mütze vom Nagel, hub die Tür aus den Angeln und legte sie auf das Handwäglein. Mit der Schrift nach unten, damit die rettenden Zeichen nicht verloren gehen könnten. Er faßte die Deichsel des Wagens und pustete: „Jetzt, einen Hund, wenn ich hätt! Wie ein König tät ich den Berg 'neinfahren.“

Dann trollte er fürbaß, und das Wäglein mit der Tür rollte hinter ihm drein.

Unterwegs hielt er da und dort Einstand —

„Um die paar Heller tät ich bitten, die von der letzten Reparatur noch im Rückstand sein.“

„Kannst denn mit warten, Lotter?“

„Naa; denn warum? Aus wird's mit mir, wenn ich wart'. Den Doktor und den Apotheker muß ich bezahlen . . .“

Er sang recht wehleidig, der Mann vom Berge. Und wie er vor die Apotheke kam, klimperte ein ganzes Häuflein Nickel-sechser in seinem Hosensack. Mit den Sechsern und seinem Handwäglein hielt der Hilari draußen.

Der Herr Provisor, der gerade eine Salbe rührte, reckte den Hals und schaute beim Fenster hinaus. Der Lotter stieß die Tür auf, ging zum Wäglein, lud sein braunes hölzernes Rezept ab und trug's in die Offizin.

„Na, Herr Lotter? Da ist ja die Apotheke und nicht die Schreinerwerkstatt!“

„Such' ich aa net, Herr Provisor. Können S' lesen, so schauen S' daher.“

Dem Lotter wurden die Augen weiter als dem Provisor.

„Herrgott fapperlot,“ sagte er, „Natron bicarbonicum . . . Denken S', ich hätt's daheim 'rauskrlegt? Beziffert hab ich als ein armselig Schußbüblein, aber z'samm'bracht hab' ich's nit! Ich hab' denkt, mit mein Augenlicht is was nit in der Ordnung. Aber nu — Natron bicarbonicum.“

„Und deswegen haben S' sich die Müh' gemacht, Herr Lotter?“

„Justament deswegen. Der Weitewiesnaz hat's mir nämlich verschrieben, und wenn man sein Leben erhalten kann, da is sei keine Müh' zu groß.“

Er langte sein Sackluch hervor und trocknete sich die Stirn. Dann hub er ein beweglich Klagen an, barg sein Papiersäcklein mit dem Salz in der Brusttasche und schnaufte mit der Tür vom Berghaus wieder zum Wagen.

So begann die Fahrt.

Er war aber noch nicht weit gekommen, der Lotter, da brannte wieder das höllische Feuer, und ein gewaltiger Hunger fraß in ihm.

„Kagen und Hund' hätt' ich daherinnen, hab' ich dem Naz lustigerweise einreden wollen,“ begann er zu denken, „naa, ein Wolf ist eingebrochen!“ hätt' ich sagen sollen.“ Und nun fiel ihm ein: keine Erdäpfel, keine Knödel, keinen Schnaps . . .

Aber wie er die Augen aufhob in seinem Jammer, da stand an einem Wirtshauschild geschrieben, daß es drinnen frische Leberwürste gäbe.

„Leberwürste?“

Er überdachte noch einmal die Reihe der verbotenen Genüsse. Leberwürste waren nicht dabei.

Fuhr der Lotter sein Wäglein an den Straßenrand, setzte sich im Wirtshaus zur Raft und bestellte sechs Leberwürste.

„Wieviel?“ fragte die Wirtin erstaunt.

„Sechs. Is das etwann zuviel für einen, der keine Erdäpfel essen, keine Knödel verschlingen und keinen Schnaps trinken darf?“

Nicht lange, und der Lotter begann, den Würsten die Pelle abzuziehen.

„Ah,“ dachte er, „hab' ich mich geärgert genug, will ich auch dagegen tun genug!“ Und bestellte ein Seidel Bier. Auch einen Schnaps dazu.

Da hörte der Wolf auf, zu fressen, und das höllische Feuer in ihm ging darnieder.

„Sigt,“ sagte er zur Wirtsfrau, „mein Lebtag bin ich nit so vergnügt gewesen wie heute! Trink' m'r noch aan!“

Und trank und aß sich durch den Tag, bis es so schummerig vom Berg hereinspann.

Durch die Dämmernis zog er sein Wäglein empor.

Wie er ins Berghaus trat, schalt die Mariann und hieß ihn einen Narren und Dummrian, der sich zum Spotte der Leute macht. Sie saß am Tisch und tauchte mit den Kindern die Erdäpfel — erst in den Schmalz des Pfännleins und dann in den Mund.

Der Lotter sah sehnsüchtig zu —

„Ich? Naa, versuchen laß ich mich nit! Nit um die Welf! Ich, wenn den Naz anlügen müßt — meintag hab' ich keine Unwahrheit gesagt, und die Schamröt' tät mich umbringen! Diät leben hat der Naz gemeint. Ich eß nicht.“

Er legte sich aufs Ohr, der Hilari. Und so um die Mitternacht spürte er wieder den höllischen Brand, stöhnte und wälzte sich auf dem Stroh.

„Gib Ruh!“ schalt die Mariann.

„Du, ein Feuer hätt' ich in mir, es is nit zum sagen.“

„Trink Wasser!“

„Diät leben, hat der Naz gesagt. Und Wasser ist mir verboten. Zu allererst Wasser!“

„Verhört wirst dich haben.“

„Naa, Mariann. Jetzt, der Tod — wenn er käme! Wär's etwa nit möglich?“ simuliert er . . . Alle Gebote des Weitewiesnaz hatte er hohnlachend übertreten, als gält's, an seines Lebens Ende sich schadlos zu halten für das ganze verfehlte Dasein auf der Berghalde. Sei lustig war's gewesen, aber nun — das Brennen auf den Lippen, das fressende Feuer in der Kehle! Die Reue über das verpraßte Geld!

Er stand auf und langte das braune Fläschlein des Naz vom Wandbrett herab. „Hast du viel gesündigt, mußt du viel büßen, dachte er und trank die Medizin aus. Schüttete die Pillen in die hohle Hand und schluckte sie hinunter. Schwer ging's, ein mühsam Werk war's, und Leberwürste essen sich leichter . . . Er verdrehte die Augen, öffnete den Hemdkragen, als müßte er Luft schaffen, und legte sich nieder.

„Wird wohl die letzte Nacht sein,“ lallte er, „die leßt; bleib brav, Mariann, und sei eine gute Mutter deinen Kindern! . . . Läßt mir am End' ein Licht machen, Mariann? Ich glaub, ich stirb.“

Die Mariann tastete nach den Zündhölzern. Sie fand sie nicht.

„Ach, stirb im Finstern,“ sagte sie. Und schlief weiter.

Früh beizeiten kam der Weitewiesnaz vorbei und trat ins Berghaus. Nach seinem Pah-zi-ent wollt er schauen.

Der Hilari saß just auf dem Bettrand und dachte nach, wie's ihm ging.

„Gut,“ sagte er zu sich selber, „frisch wie ein Hirschel bist.“

Da trat der Naz herein.

„Na, wie schaut's, Lotter?“

„Gut schaut's.“

„Bist g'sund?“

„Das will ich meinen: das ganze Fläschl Medizin und das Schächtl Pillen . . .“

„Selbstmörder! Selbstmörder!“ schrie der Naz.

„A wo, Selbstmörder! Dei Medizin, sechs Leberwürst, siebzehn Maß Bier und drei Stamperl Schnaps — wenn das nit helfet, nachher . . . ich wüßt' nit, was einen franken Mann wieder auf seine zwei Bein' bringen sollt!“

— Schluß —

Nooch'n Feierohnd



Neigefall'n

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

's gibt Mensch'n, die in alln Geschäft'n „hänge“, aa wenn ses nett nötig hätt'n. Zu dann Schloog gehäret dr Mühlmach'r August; dar gieng mit all'rhand klänn Kram haufiern. In sänn Rast'n gobs Zwirn, Knöpp, Schnierfenteln un wos alles esu drzu gehärt. Die Sach'n krieget'r vun em'r Firma off Rat'nohzohling, die dr August aus dann Grund pünktlich eihiehl, doß 'r imm'r wied'r neie Warn gelief'rt bekam.

Obr off dr ann'rn Seit, do nahm'r'sch mit dr Bezohling nett esu genau. Dos kam dohar, weil 'r fir siech salbr ze viel brauchet. 'r war e schtark'r Raach'r un 'r trank aa garn emohl enn ibrn Durst. Dorunn'r hat natürlisch aa sei Familie stark ze leidn.

Wenn wos Nötigs zun Laam gebraucht wur un dr Gung saht: „Bat'r gib mir emohl Gald drzu,“ do hieß es allemohl benn August: „Soog nár, iech kám salber hie un bezohlets, se seltn's nár drweile aaschreim.“ 's arschte Mol hiehl'r Wort, odr nochert funnt'n de Geschäftsleit wart'n.

Do dr August aa in dann Nachb'rdörfern haufieret, do dau- rets nett lang, schtand er in dann paar Geschäft'n an dr Tafel.

Emohl hat ne e Schust'r fir enn Fuszig'r Schnürfent'l'n oh- kast, die 'r gerod nötig brauchet. Wie dr August nooch'n Preis gefregt wur, gob 'r zr Antwort: „Jech gab alles geng Baar- zohling“ un nochert nennet 'r ne Preis. („Jech gab alles geng Baarzohling“, war benn August zr schtändig Red'nsart wurn.)

Wie ne dr Schust'r de Schnürfenteln bezohlt hat, saht 'r: „Na, iech gab Se schüh aa wos zu v'rdiene; meine alt'n Filz- schuh müß'n neie Suhl'n krieng. Jech schickse morg mit men Gung har. In acht Tong loß iech se ohhuhl'n.“ —

Dr Schust'r machet de Schuh pünktlich fartig un schrieb de Rachning, wos 'r bei jeden schüh immer fir e Paar besuhtle Filz- schuh v'rlangt hat. Die Rachning schicket 'r ne August durch e greß'r'sch Schulkind miet un ließ song, de Filzschuh wärn fartig.

Do kam ne ann'rn Toog dr Gung vun August, im de Schuh ze huhl'n un gob ne Schust'r enn Zett'l un de Hälft Gald, wos off dar Rachning schtand. Dr August hat drzu geschriem: „Die Schuhe sind zu teuer, die sind mit der Hälfte auch bezahlt!“

Dr Schust'r dacht bei sich: Na wart nár Freund, diech well iech kuriern. Ru schrieb'r off enn Zett'l: „Ich gebe alles nur gegen Barzahlung.“ Un nu wicklet'r ne Gung nár e n n Filz- schuh ei un saht zune: „Suh, dann hoot dei Bat'r bezohlt. Wenn de noch emohl esu viel brängst, wie heit, nochert kriegste dann annern Schuh.“ Dr August hoot siech grü' un blau geargert, wie dr Gung dos drzehlet.

„Na,“ saht'r, „do bie iech obr gründlich neigefall'n! Wos nußt mir däh dar anzene Schuh! Un drauß'n is fett'r eifig'r Wag! Na, dar leimt miehch nimm'r! Ru kah 'r siech dann ann'rn Filzschuh eipöf'ln!“

Do obr dr Wint'r imm'r schtreng'r un schtreng'r wur, blieb ne August doch wett'r nisch't übrig, 'r muß't siech nooch 3 Woch'n ne zwät'n Schuh noch huhl'n loss'n. In dos Haus kam 'r obr nimm'r. Dr Schust'r lachet sich trozdam ins Fäust'l. —

De Schwalb'le

(Nachdruck verboten.)

Dos Schwalb'l an dr Hauswand uhm grift fruh miehch jedn Morgen. Es zwitschert, zwatschert — flattert rim, kennt kaane Nut un Sorgen.

Gud iech 'en Riet¹⁾ zun Fanster naus, fängt's ah, ruft of mer rüber: „Komm', flieg' awing miet durch dr Luft, warscht sahe, 's kimmt nisch't drüber!“

Zun Dachl huscht's — ans Bäckerhaus, quar durch de Nest un Stange. un eh' iech noch mei Nag²⁾ verwend't, sei flugs zah' Fliegn gefange.

Ru seht sich's of'n Aeppelbaum,³⁾ tut mit dr Freindschaft sprachen. Se schwag'n of ananner nei — do gitt's faa Kupzerbrachen.

Husch, is fix an sei Nast'l hie, guckt, wos de Rinner machen. Ah Köp'l⁴⁾ liegt an annern dra — es is a Bild zun Lachen.

Ziwitt! Se schwenkt an Tanzsaal nim. Wos ward se dort bezwacken? Uha! de Rag' schleest of dr Trepp'! — Die muß se awing nacken.

Zerlekt fliegt se an Dorfteich hie. Dos is e Aul un Nieder, wie se tut bod'n in dar Luft ihr fader-lecht's Gefieder. — —

Su faa dos Schwalb'l Stund un Tog, mit Lust sei Laam verbränge. Rä Wenn un Aber tut'n do sen'n Wag un Stag ei'enge.

O, könnt dr Mensch doch aah esu de Walt frisch-frei durchmassen; amende könnt'r do amol sei Nut un Sorg vergassen!

Bernh. Brückner, Leipzig.

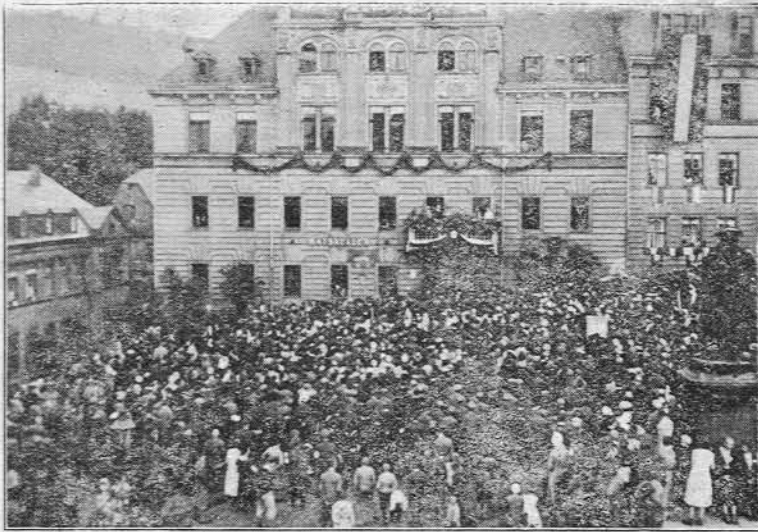
¹⁾ einen Ritt, ein Weilschen; ²⁾ mein Auge; ³⁾ auf den Apfelbaum; ⁴⁾ ein Köpfchen.

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt

Der Generalappell der Deutschen Arbeitsfront in Buchholz am 22. Juli 1933.

Zu den Bildern unserer „E. H.“, die zeitgeschichtlichen Wert für immer behalten werden, gehört in vorderster Linie auch das beistehende vom Generalappell der Deutschen Arbeitsfront in Buchholz. Es war am Sonnabend, den 22. Juli, als, wie im gesamten Vaterland, so auch im Erzgebirge, ein großer Appell der deutschen Arbeiterschaft u. Angestellten einschließlich der Unternehmer ringsum stattfand und damit auch in Buchholz. Gegen Abend marschierten die Ortsbetriebszellen und die Angehörigen der Arbeitsfront aus Buchholz, Cumersdorf, Sehma, Cranzahl, Neudorf, Hammerunterwiesenthal, Oberwiesenthal, Crottendorf, Waltherdsdorf, Schleittau und Scheibenberg in Buchholz auf. Die ganze Stadt prangte im Flaggen Schmuck der Freiheitsbanner und der deutschen Farben, sowie derjenigen des Sachsenlandes; besonders festlich waren Markt und Rat-

haus geschmückt. Auf dem Schießhausplatz stellte man sich und zog zum Markt hin, wo Ortsbetriebszellenwart Uhlig die gewaltige Menge begrüßte, besonders den Gauobmann, Pg. Stiehler-Chemnitz und den verdienstvollen Leiter der NSBD. im oberen Erzgebirge, Pg. Riehsel nebst dem Stadtoberhaupt. Pg. Stiehler sprach sodann, darauf ebenso eindrucksvoll Pg. Pfarrer Richter. Unser Bild spiegelt die außerordentliche Beteiligung an dem Riesenaufmarsch wieder. Es war ein herrlicher Sommerabend, an dem der große Appell vor sich ging, der gleich dem 1. Mai und den anderen Ereignissen der nationalsozialistischen Revolution für immer in Wort und Bild in der gesamten Presse Deutschlands als geschichtliches Ereignis verzeichnet sein wird. Begeisterte Stimmung herrschte in dieser großen Arbeiterdemonstration.



NSBD-Rundgebung auf dem Marktplatz in Buchholz.

Der Wiener Erzbischof in seiner deutschböhmisches Heimat.

Die judentendeutsche Industriestadt Weipert im Oboerzgebirge, sehr bekannt durch ihre Gewehr- und Posaumentenerzeugung, stand in den Tagen vom 11. bis 14. Juli im Zeichen eines außerordentlich festlichen Empfanges ihres großen Heimatsohnes, des Erzbischofs von Wien, Kardinals Dr. Theodor Innitzer. Der Lebenslauf des Kirchenfürsten ist geradezu romantisch zu nennen: mit vierzehn Jahren war der nunmehrige Wiener Erzbischof Fabrikarbeiter in seinem Geburtsort Weipert, lenkte aber alsbald durch sein aufgewecktes Wesen die Aufmerksamkeit des damaligen Weiperter Stadtdechanten auf sich, der sich des Knaben annahm und ihm in der Egerstadt Raaden das Studium ermöglichte. Der junge Student besuchte dann das Wiener Priesterseminar, wo er im Alter von 36 Jahren die Professur erwarb. Nach mehreren Reisen, deren Ergebnisse seinen wissenschaftlichen Ruf begründeten, wurde der Geistliche in das Kabinett Schober als Minister für soziale Verwaltung berufen, und im September 1932 wurde er zum Erzbischof von Wien ernannt. Die judentendeutsche Erzge-



Kardinal Dr. Innitzer verläßt nach dem Gottesdienst die Kirche seiner Geburtsstadt Weipert. (Photodienst: Weiskärber.)



Kirche in Neugefchrei, dem Geburtsort des Erzbischofs Kardinal Dr. Innitzer. (Photodienst: Bayer-Weipert.)

birgsheimat bereitete ihrem großen Sohne bei seinem ersten Besuche in der Würde des Kardinals und Erzbischofs eine Reihe von Ehrungen. Unbeschreiblicher Jubel erfüllte die Straßen der unmittelbar an der sächsischen Grenze gelegenen Berg- und Industriestadt in diesen denkwürdigen Tagen, die in der Chronik des Ortes mit goldenen Lettern verzeichnet bleiben werden.

Kardinal Dr. Innitzer hatte seinen Aufenthalt in der Heimat nicht abgeschlossen, ohne auch seiner Gymnasialstadt Raaden und der Anstalt, die den Grund zu seinem späteren wissenschaftlichen Aufstieg gelegt hat, einen Besuch abzustatten. Die Fahrt von Weipert über den Erzgebirgskamm bis ins Egertal glich einem wahren Triumphzug. Ausführliches über den Besuch des Kardinals haben wir in unserer „D. Z.“ gebracht.

Der Besuch des Kardinals Dr. Innitzer in seiner Geburtsstadt Weipert ist nun auch in verschiedenen Bildern festgehalten worden. Unsere nebenstehenden Aufnahmen zeigen oben wie Dr. Innitzer die Kirche seiner Geburtsstadt Weipert verläßt und im unteren Bilde die Kirche in Neugefchrei.